

Abwechselnd erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Strasse Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlh. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 153.

Berlin, Freitag den 21. Dezember

1838.

England.

Die Depeschen des Herzogs von Wellington.

Von dieser Sammlung, welche die Depeschen und die offizielle Korrespondenz des berühmten Herzogs aus seiner Dienstzeit in Indien, Dänemark, Portugal, Spanien, den Niederlanden und Frankreich während der ereignisvollsten Periode der modernen Geschichte enthält, ist erst ganz kürzlich der letzte und zwölfte Band in London erschienen, und wir können uns um so weniger enthalten, unsere Leser mit einigen Auszügen aus demselben bekannt zu machen, als dieser Band der interessanteste von allen ist und sich vornehmlich um die Endentwicklung des großen Kriegs-Drama's dieses Jahrhunderts bewegt.

Wir beginnen mit der Schlacht von Waterloo, und zwar mit einem Briefe, den der Herzog am Morgen des Schlachttages selbst schrieb. Der Rückzug der Preußen von Sombref hatte auf Seiten des Herzogs eine entsprechende Bewegung nothwendig gemacht, so daß dieser von Quatrebras gegen Waterloo zurückging. Dies erregte natürlich unter den Engländern in Brüssel große Angst.

„Waterloo, den 18. Juni 1815, 3 Uhr früh.

Mein lieber Stuart! Inliegend finden Sie zwei Briefe, die ich Sie bitte, ohne Säumen zu lesen und zu befördern. Aus dem Briefe an den Herzog von Berry werden Sie den wahren Zustand unserer Angelegenheiten und die einzige Gefahr, die wir zu befürchten haben, ersehen. Bitte, halten Sie die Engländer ruhig, wenn Sie können. Lassen Sie sie Alle zur Abreise bereit seyn, aber sie sollen sich weder ängstigen noch übereilen, da Alles noch gut enden wird. Ich habe dem Gouverneur von Antwerpen die nöthigen Anweisungen gegeben, um den Capricen, die ich bei jeder Gelegenheit in den Köpfen der königlichen Gouverneure finde, zu begegnen. Sehen Sie versichert u. s. w.

Wellington.

Die Postpferde sind in meinem Namen in Beschlag genommen; ich schließe, damit die Leute nicht mit ihnen davontausen; doch geben Sie Befehle, daß Jeder sie haben kann, der mit einer Ordre von Ihnen kommt.“

Trotz des Herzogs Vertrauens auf den Erfolg, schrieb er doch zur selben Stunde folgende Verhaltensregeln an den Gouverneur von Antwerpen:

„Ich erhalte Ihr Schreiben vom, und ich benachrichtige Sie, daß Sie Antwerpen als im Belagerungszustand betrachten und sofort die Ueberschwemmungen vorbereiten müssen. Was die Provisionen der Einwohner betrifft, so ist es jetzt nicht nöthig, hierauf besondere Aufmerksamkeit zu verwenden. Ich bitte Sie, darauf zu achten, daß Sie, obwohl der Platz in Belagerungszustand erklärt ist, den König von Frankreich, sobald er erscheint, nebst seinem Gefolge einlassen werden, und wenn seine Leibwache hinkommt, so werden Sie sie in der Nähe des Platzes einquartieren. Auch werden Sie sämtliche Familien, die, gezwungen, Brüssel für den Augenblick zu verlassen, sich einstellen werden, mögen sie Engländer oder von einer anderen Nation seyn, frei ein- und ausgehen lassen.“

Die folgenden Briefe, die den Tag nach der Schlacht geschrieben wurden, wird man mit großem Interesse lesen:

„An den Grafen von Aberdeen.

Brüssel, am 19. Juni 1815.

Mein lieber Lord! Sie können sich leicht denken, mit wie tiefem Schmerz ich Ihnen ankündige, daß Ihr tapferer Bruder in Folge einer in unserer großen Schlacht von gestern empfangenen Wunde verschieden ist. Er hatte mir seit vielen Jahren und bei vielen gefährlichen Gelegenheiten mit dem größten Eifer und Nutzen gedient, aber nie hatte er sich nützlich gemacht, nie sich mehr ausgezeichnet, als in unseren letzten Kämpfen. Er empfing die Wunde, die seinen Tod zur Folge hatte, als er eines der Braunschweiger Bataillone, das ein wenig zu wanken begann, wieder sammelte, und er lebte noch lange genug, um durch mich die Nachricht von dem rühmlichen Erfolg unserer Waffenthaten zu vernehmen, zu welchem er durch sein thätiges und eifriges Verhalten so viel beigetragen. Ich kann Ihnen den Schmerz und Kummer nicht beschreiben, womit ich um mich herum schaue und die Größe des Verlustes, den ich überhaupt und

namentlich in Ihrem Bruder erlitten, betrachte. Der Ruhm, der solche Waffenthaten zu begleiten pflegt, vermag mich nicht zu trösten, da er so theuer erkauft worden, und ich kann daher diesen Ruhm auch Ihnen und seinen Freunden nicht als Trost vorhalten; doch diese letzte That, glaube ich, war von so entscheidender Art, daß kein Zweifel vorhanden ist, daß der Lohn unserer Anstrengungen und Privatverluste die schnelle Erreichung unseres gerechten Zieles seyn wird. Nur so kann der Ruhm der Kämpfe, in denen unsere Freunde und Verwandten gefallen sind, zum Trost für ihren Verlust dienen. Ich bin u. s. w.

Wellington.

Ihr Bruder hatte ein schwarzes Hof, das ihm, glaube ich, Lord Ashburnham gegeben, und das ich so lange bewahren will, bis Sie mir geschrieben haben, was damit geschehen soll.“

„An den Herzog von Beaufort.

Brüssel, den 19. Juni 1815.

Mein theurer Lord! Ich bin sehr betrübt, Ihnen mittheilen zu müssen, daß Ihr Bruder Fitz Roy stark verwundet ist und seinen rechten Arm verloren hat. Ich habe ihn eben gesehen, er ist vollkommen frei von Fieber und so wohl, als man unter solchen Umständen seyn kann. Sie wissen, wie nützlich er mir immer war, wie sehr ich den Mangel seines Beistandes fühlte, und welche Achtung und Liebe ich für ihn hege, und Sie können sich leicht denken, welchen Antheil ich an seinem Mißgeschick nehme. In der That, die Verluste, die ich erlitten, haben mich ganz vernichtet, und fast bin ich unempfindlich für die Vortheile, die wir erlangt. Ich hoffe jedoch, daß Ihr Bruder bald im Stande seyn wird, mich wieder zu begleiten, und daß er noch lange genug leben wird, um seinem Lande eben so viel Ehre, als seiner Familie und seinen Freunden Freude zu machen.“

Kurz darauf hatte sich der Herzog über das Benehmen der holländischen Truppen zu beklagen, welche die Dörfer plünderten, die auf ihrer Marschlinie gelegen waren; nachdem er bei dieser Gelegenheit zwei Offiziere besonders namhaft gemacht, schließt er so:

„Ich befehle Ihnen, Herr General, diese zwei Offiziere verhaften zu lassen und sie nach dem Haag an Seine Majestät zu schicken, der ich von diesem Briefe Abschrift sende. Ich will nicht solche Offiziere unter meinem Kommando haben. Ich bin lange genug Soldat, um zu wissen, daß die Plünderer und die, welche sie ermuthigen, vor dem Feinde nichts werth sind, und ich mag sie nicht. Ich habe die Ehre, zu seyn u. s. w.

Wellington.“

In einem Briefe an den Marschall Beresford beschreibt er die Schlacht von Waterloo folgendermaßen:

„Sie werden von unserer Schlacht am 18ten gehört haben. Nie sah ich eine so blutige Affaire. Beide Parteien waren das, was die Boxer gluttons (Fresser) nennen. Napoleon manövrierte gar nicht. Er rückte nur nach altem Styl, in Kolonnen, vor und wurde im alten Styl zurückgetrieben. Der einzige Unterschied war, daß er Kavallerie unter seine Infanterie mischte und beide mit einer ungeheuren Quantität Artillerie unterstützte. Meine Infanterie hatte ich eine Zeit lang in Quarré's, und die französische Kavallerie ritt um uns herum, als wenn sie zu uns gehörte. Nie sah ich die Englische Infanterie sich so gut benehmen.“

Die Folgen der Schlacht waren bald sichtbar, und einige Tage darauf schrieb er an Lord Beresford:

„Die Schlacht von Waterloo war gewiß die bedeutendste Schlacht, die, wie ich glaube, seit vielen Jahren gekämpft worden; sie muß die wichtigsten Resultate für die Allirten zur Folge haben, die wir aber zu verlieren in Gefahr sind durch das unangemessene Benehmen einiger unter uns, und es thut mir leid, hinzuzufügen zu müssen, daß auch unsere Regierung etwas zu sehr den Ton ihrer elenden Zeitungsblätter annimmt. Nun, da sie den Kuchen haben, wissen sie ihn weder zu essen, noch aufzubewahren.“

Dieselbe Ruhe und Herzensgüte blickt aus seinem Benehmen gegen Individuen hervor:

„An den General-Lieutenant Sir George Nugent.

Paris, den 14. November 1815.

Mein lieber Sir George! Ihren Brief vom 7ten wegen — habe ich erhalten, nebst einem von ihm selbst und seiner Schrifte

an das Ober-Kommando der Armee wegen seines Verhaltens in der Schlacht von Waterloo, in welcher Beziehung ich nichts thun kann ohne Ordre von dem Ober-Kommando. Im Allgemeinen ist es mir höchlich zuwider, nach einer Schlacht, wie die bei Waterloo war, einzelne Fälle von schlechtem Benehmen aufzudecken. Mancher Tapfere, und ich glaube sogar mancher große Mann hat sich bei einer solchen Schlacht etwas erschrocken gezeigt und sich doch nachher aufs trefflichste benommen. Hätte man daher den Fall zuerst mir vorgelegt, oder hätte ich überhaupt davon gehört, so würde ich Maßregeln ergriffen haben, die Sache ganz zu unterdrücken: wie die Sache jetzt steht, muß ich ganz nach meiner Ordre handeln. Aus dem, was ich seit Empfang Ihres Briefes von der Sache gehört, geht hervor, daß, obgleich — das Feld als Verwundeter verlassen, der Wundarzt des Regiments ihn in die Liste der Verwundeten nicht aufnehmen konnte. Erstens ist die Frage, inwiefern der Wundarzt Recht oder Unrecht hatte, und zweitens, ob er nicht so betäubt war, daß er das Feld verlassen mußte, und sich doch nachher nicht in einem solchen Zustand befand, daß ihn der Chirurg als Verwundeten zu betrachten hatte. Ich werde mich sehr freuen, Sie wieder zu sehen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der moralische und ökonomische Zustand Korsika's.

Von Blanqui.

Zweiter Artikel.*)

Korsika ist durchaus auf den Ackerbau hingewiesen. Vergeblich sucht man hier einen Industriezweig von einiger Bedeutung, und auch der Handel ist auf den Austausch der Erzeugnisse des Bodens gegen die Waaren des Auslandes beschränkt. Alle Bestrebungen müssen deshalb auf die Verbesserung des Ackerbaus gerichtet seyn, denn dieser allein kann den Wohlstand der Einwohner, die Wohlfahrt der Insel erhöhen. In Korsika wird indeß der Ackerbau auf eine Weise betrieben, die sich von denen aller anderen Länder unterscheidet; wie das ganze Land, hat auch er einen absonderlichen, eigenthümlichen Charakter. Nirgends anders trifft man so viel unbebautes Land, denn die mächtigsten Schägungen schlagen es auf neun Zehnthelle der gesammten Bodenfläche an, und wenn das letzte Zehnthel, welches bebaut wird, einigen Ertrag gewährt, so ist dies eben auch nur der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens zuzuschreiben. Hier trifft man die schärfsten Gegensätze neben einander. Der Fuß nackter und dürrer Felsen ist z. B. mit Anschwemmungen fetten und fruchtbaren Landes bedeckt, das leicht bewässert werden könnte, wenn man die Kunst verstände, den Gewässern, die sich in ungesunde Sümpfe verlieren, eine angemessene Richtung zu geben. Theilweise ist das Eigenthum auf der Insel in wenigen Händen, wie in den Feudalzeiten, vereinigt, theilweise ist es, wie die Gärten vor unseren Städten, zerstückelt. Man findet hier häufig genug Grundbesitzer, welchen tausend Morgen Haideland gehören, und dann sind diese tausend Morgen wieder unter fünfshundert Besitzern vertheilt. Jedenfalls hat hier der Grundbesitz noch eine hohe Geltung, weniger wegen des Ertrages, als wegen des Einflusses, den er gewährt, selbst wenn jener, was häufig genug vorkommt, auf nichts zu reduzieren ist. Die Gemeinde-Besitzungen sind eben so selten durch bestimmte Grenzen von einander geschieden, als die Staatsgüter, und gewöhnlich ist die Verjährung der einzige Rechtstitel.

Eine der vorzüglichsten Ursachen des jämmerlichen Zustandes der Landwirtschaft in Korsika und der Armuth des Landes ist wohl in der großen Zahl der Gemeinde-Besitzungen zu suchen, welche der Benutzung entzogen werden und den zahllosen Müßiggängern, den Schäfern, Jägern und Banditen als Zufluchtsort dienen. Diese unselige Einrichtung, die sich schon in den ältesten Zeiten der Geschichte des Landes vorfindet, hat die traurigsten Folgen gehabt. Anstatt das Land zu bebauen, hat man Heerden über dasselbe hingetrieben; die Korssen wurden Hirten und Jäger, und mit dem Schäferstabe und der Klinte schweiften sie in den Wäldern umher, um ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Die Macht der Gewohnheit war so stark, daß alle politische Wechselfälle, welche gegen die Insel anstürmten, die alten Gebräuche und Vorurtheile nicht zu erschüttern vermochten. Eine regelmäßige und anhaltende Arbeit scheint dem Korssen ein lastendes Joch, das häusliche Leben ist ihm verhasst, und sein alterthümlicher Pflug ohne Ohr und Pflugeisen ist glücklich allen Verbesserungen einer späteren Zeit entgangen; eben so wenig haben die Theorien der landwirthschaftlichen Schriftsteller und die Erfahrungen der Landwirthe gegen die alte Feldereinteilung, welche sich noch aus den heroischen Zeiten herschreiben mag, etwas vermocht. Wozu sollte man auch die Gemeinde-Besitzungen bebauen, da die Pflügen frei auf denselben umherstreifen und die Hirten der Vortheile des Besitzes theilhaftig werden, ohne die damit verbundenen Lasten zu tragen? Zuweilen genügte es, einen Theil der Gemeinde-Besitzungen einzubegen, um sich zum Eigenthümer aufzuwerfen; der Schäfer hielt an, anstatt weiter zu wandern; er sätte einige Bäume, aus denen er eine Hütte erbaute, und ließ sich in aller Stille von seinen Mitbürgern belehnen. Auf diese Weise sind viele Gemeindegüter in den Privatbesitz über-

*) S. Nr. 137 des Magazins.

gegangen, und die ungehemmte Freiheit der Niederlassung erzieht den Charakter eines unverjährbaren Rechts.

Keine häusliche Duldsamkeit konnte selbst auf die Heerden verderblicher wirken. Anstatt in Ställen untergebracht zu werden, wo der Eigentümer die Rassen verbessern und die Ertragsfähigkeit steigern konnte, schweiften die Ochsen, die Ziegen, die Hammel, die Pferde, die Maulesel und selbst die Schweine in den Wäldern umher, wodurch sämtliche Thiergattungen auf der Insel verkrüppelten. Die verwilderten Thiere sind abgemagert und verkrüppelt, und wenn der Preis derselben auch nur sehr geringfügig ist, so richten sie doch große Verwüstungen in den Wäldern an und verhindern das Aufblühen der Landwirthschaft. Da die Heerden keinen festen Aufenthalt haben, geht auch der Dünger für das Land verloren. Der Landbau ist so in seinen Wurzeln angegriffen, und ohne die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens würde das jetzt übliche System des freien Umzuges das Land in dreißig Jahren aussaugen. Der Anblick der endlosen Felder, welche mit vier bis fünf Fuß hohem Farnkraut bedeckt sind, das aus dem fruchtbarsten Boden aufwuchert, macht wirklich einen schmerzlichen Eindruck. Nie mäht hier die Sichel die Wucherpflanzen nieder, nie zieht der Pflug eine Furche; höchstens steckt man den Landstrich, den man bebauen will, in Brand, ohne jedoch eine Erlaubnis nachzusuchen, ohne auf die Beschaffenheit der Atmosphäre oder die benachbarten Grundstücke Rücksicht zu nehmen. Wenn die Flammen das buschige Gestrüpp von Erdbeerbäumen, Pistazien und Myrthen verzehrt haben, so sät man im ersten Jahre Gerste oder Getraide; im zweiten Jahre macht man's eben so, bis die Wucherpflanzen wieder aus schlagen; ihre krautartigen Stengel werden dann von den Hammeln und Ziegen abgeweidet. Hier ist die Unordnung mit der Unwissenheit, die Sorglosigkeit mit der Selbstsucht verbunden. Man kann sich hier nach leicht ein Bild von dem Zustande des Landbaus entwerfen.

Wenn man einen Landstrich angezündet hat, um ihn bebauen zu können, so denkt man zunächst an seine Umhegung. Die Umzäunung ist das einzige sichtbare Kennzeichen des Besitzthums. Gewöhnlich besteht dieselbe nur aus gebrannten Steinen, welche ohne alle Kunst auf einander gehäuft sind; zuweilen, aber sehr selten, aus lebendigen Hecken. Große Pachthöfe, wie auf dem Kontinent, findet man hier noch nicht, und keine ländliche Wohnung liegt außerhalb der Dörfer, welche alle auf Felsgipfeln schweben und weit von dem bebauten Lande entfernt sind. Diese sonderbare Lage der Dörfer begründet einen charakteristischen Unterschied zwischen der Physiognomie Korsika's und Sardinien's. Sardinien besteht aus einer mittleren Ebene, welche von einem Berggürtel eingeschlossen ist, während Korsika nur einen Gebirgszug, der von schmalen Ebenen am Meeresufer umsäumt ist, aufzuweisen hat. Der Korssische Bauer muß von den Gebirgen herabsteigen, um seine weit entlegenen Felder zu bebauen. Während der Saat- und Aerndtzeit verweilt er auf denselben mit seiner ganzen Familie und kehrt dann mit seinen Vorräthen ins Dorf zurück; im Winter legt er sich auf die Bärenhaut, wenn ihn anders das Fieber verschont. Das Fieber ist eine der vorzüglichsten Ursachen des schwankenden Preises der Ländereien; in den ungesundesten Gegenden kostet die Hektare 30 Francs, während sie vor den Thoren der Städte, vorzüglich in der Umgebung von Bastia, ungleich höher bezahlt wird. Der mittlere Preis des unbebauten Landes in der östlichen Ebene, wo allein die Speculation ein freies und fruchtbares Feld findet, beläuft sich auf 150 Francs für die Hektare. Die Kosten der Urbarmachung mögen etwas mehr als das Vierfache dieses mittleren Preises betragen. Man macht gewöhnlich einen Akkord mit den Tagelöhnern, welche jährlich aus Lucca nach Korsika strömen; denn in Korsika selbst hält es sehr schwer, arbeitsame Hände zu finden, und der Arbeitslohn ist, ungeachtet dieser fremden Konkurrenz, dennoch sehr beträchtlich. Wenn die Fieberzeit eintritt, so entziehen die Menschen; die Ebene gleicht dann einer Wüste, der Feldbau wird eingestellt, und es ist unmöglich, Arbeiter zu finden, selbst wenn man ihre Arbeiten mit Gold aufwägen wollte. In der schönsten Gegend des Landes ist in dieser Zeit alles Leben erloschen, das Gras wuchert üppig auf, die Erde bekommt Nisse, aus denen ungesunde Dünste aufsteigen; es sieht mit einem Wort Alles dahin. Das Fieber scheint die Pflanzen eben so wenig wie die Menschen zu verschonen, und Korsika wird ein Abbild Afrika's.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Giorgio Vasari und das Jahrhundert der Kunst.

(Schluß.)

Das Museum des Louvre besitzt sieben Werke von Vasari, zwei Gemälde und fünf Zeichnungen; darunter sind zwei Federzeichnungen, deren eines die Decke in dem Saale Cosmo's von Medicis, des Vaters des Vaterlandes, wie er hieß, vorstellt; das andere ein ähnliches Deckenstück Cosmo's I. Diese Plafonds, welche den königlichen Palast zu Florenz schmückten, sind in dreizehn durch Arabesken gesonderte Felder getheilt. Von den drei anderen Zeichnungen, welche ebenfalls Nachbildungen von Gemälden in dem Herzoglichen Palast zu Florenz enthalten, stellt die erste die Göttin Ops in Begleitung der Kornbanten vor, die beiden anderen aber Episoden aus dem Leben Leo's X. Die Zeichnungen sind zwar in der Ausführung nicht ganz fehlerfrei, zeigen aber die Festigkeit der Hand, die sie entworfen, und haben das Verdienst, eine bestimmte Idee von dem Original zu geben. — Die beiden

Gemälde, Werke seines Pinsels, verlangen ernstlichere Beachtung und müssen auf das Urtheil über Vasari's Talent von entschiedenem Einfluß seyn. Das unwichtigere von beiden, „die Passions-Geschichte“ des Heilandes, von unbeträchtlicher Dimension, stellt, wie sein Name besagt, die letzten Scenen aus dem Leben des Herrn dar. Zehn durch Arabesken getrennte Rahmen, deren größter die Mitte der Leinwand umspannt, führen nach und nach, von dem Rande des Gemäldes anfangend, zur Linken des Beschauers vor das Auge: Jesus, wie er die Füße der Apostel wäscht, das Abendmahl, den Todeskampf am Fuße des Delberges, den Judaskuß, Jesu Gefangennahme, sein Verhör vor Kaiphas, die Geißelung, den Gang zur Schädelstätte, das Begräbniß, den Kreuzestod. Wir nennen vor diesem das Begräbniß, aber diese Inkonsequenz kommt auf Rechnung Vasari's, sie findet sich in seinem Gemälde. Mit Ausnahme der Kreuzigung, welche die Mitte des Gemäldes einnimmt und deren Figuren mithin größer sind, als die auf den übrigen Theilen der Leinwand, sind die Personen fast in Miniatur. Wir verlangen nicht, daß diese zahlreichen kleinen Figuren markirt erscheinen sollen — das würde ihre Kleinheit fast unmöglich, selbst zwecklos machen — aber wir verlangen wenigstens mehr Arbeit und Nachdenken in der Wahl der Stellungen, mehr Mannigfaltigkeit in der Gruppierung, weniger Steifheit in den Bewegungen. Da der Maler sich entschloß, mehr im Umriss als ausgeführt die verschiedenen Physiognomien, die er in den Vordergrund stellte, zu zeigen, mußte er z. B. nicht vermeiden, das Auge auf die einformig langen und zugespitzten Nasen zu ziehen? Denselben Tadel der unangenehm auffallenden Einformigkeit verdienen die Hände, die alle knochig und eben so maßlos sind wie die Nasen. Das eigentliche Verdienst dieses Gemäldes ist die Kühnheit der Kreide und des Pinsels, die sich darin zeigt. Man findet, daß der Verfasser mehr Talent besitzt als er zeigt, und daß es ihm lediglich an Willen gefehlt hat.

„Die Verkündigung“, deren Gestalten natürliche Größe haben, ist ein weit vorzüglicheres Stück, als „die Passion“. Das Bild stellt ein kleines bescheidenes Zimmer vor, in dem die Möbel ohne allen Grund über einander gehäuft sind. Wenigstens läßt sich kein vernünftiger Auffinden, warum der Tisch zur Rechten ein hölzernes Bett zur Linken berührt, wenn der Maler nicht die Absicht hatte, zu zeigen, daß er einen Tisch und ein Bett gut zu entwerfen verstände, und dieser Grund vermöchte schwerlich vor den Regeln der Composition zu bestehen. Zwischen beiden Möbeln, oder vielmehr über ihnen, erscheint der heilige Geist in Gestalt einer Taube, das Zimmer mit Glanz überströmend. Dies bildet den Grund des Gemäldes, und wir glauben mit dieser Schilderung allein eine genügende Kritik gegeben zu haben. Auf der vorderen Seite zeigen sich die beiden einzigen Gestalten der Scene, die Jungfrau und der Engel. Maria sitzt an dem Rande des Bettes, der Kopf ist schüchtern zur Erde gebeugt. Die Rechte ist mit Befestigung eines flatternden Bandes vor der Brust beschäftigt, die Linke, anmuthig herabhängend, hält ein halb geöffnetes Buch. Ihr gegenüber verklärt der Engel Gabriel, knieend, die Hände zum Zeichen der Ehrfurcht und Sammlung gekreuzt, die Botschaft der, an welche er gesandt ist. Von Seiten der Composition betrachtet, haben beide Figuren eine angemessene Stellung, keine zieht zum Nachtheil der anderen vorherrschend die Blicke auf sich, und man kann auch nicht sagen, daß sich das Interesse und die Aufmerksamkeit zwischen beiden theilt; denn sie erwecken nur eine einzige und dieselbe Aufmerksamkeit, ein einziges und dasselbe Interesse, wenn man so sagen darf. Jede für sich betrachtet, sind beide Figuren weit entfernt, tadellos zu seyn. Der Kopf der Jungfrau ist, wenn man gerecht seyn will, von schöner Zeichnung, voll Charakter und Adel, korrekt und rührend, aber zum Unglück hat sie eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Engel Gabriel. Vielleicht liegt gerade in dieser Ähnlichkeit das gleichmäßige und ruhige Interesse, das beide Figuren einflößen. Wie dem nun auch sey, so hat sich der Künstler augenscheinlich weniger in der Ausführung des Engels als der Jungfrau gefallen. Wenn man ihn in der Nähe betrachtet, so ist die Stellung Gabriel's ungeschickt aufgefaßt und wenig naturgemäß. Eine knieende Gestalt, wie Gabriel, wird wohl nicht unterlassen, den Kopf zur Erde zu neigen. Es ist wahr, Gabriel ist ein Engel. Wir wollen uns nicht bei der Lüge aufhalten, die er in der Hand trägt, obgleich wir sie lieber weg wünschten. Unter den Vorwürfen, die wir dem Maler über die Person der Maria machen könnten, ist nach unserer Ansicht der schwerste, daß er ihren Beinen eine gekreuzte Stellung gegeben hat. Eine solche Stellung verbieten die Gesetze des Anstandes, zumal bei einer Jungfrau. Wenn wir auch das gut katholische Gebetbuch mit Schweigen übergehen, so kann sich unsere Nachsicht nicht auf einen Fehler erstrecken, der mehr als ein Anachronismus ist, der das Anstößige des Sujets nur erhöht. Ungeachtet noch mancher Fehler, die man in der Tracht und in der Farbengebung namhaft machen könnte, bewährt das Gemälde im Ganzen glänzende Eigenthümlichkeiten. Nach den trefflichen Regeln der Florentinischen Schule gezeichnet, haben die Figuren, welche er hervortreten läßt, die Draperie im Geschmack der Römischen Meister. Hier kann man sehen, ob wir im Irrthum sind, wenn wir seine Gewohnheit, zu improvisiren, als die Ursache seiner Mittelmäßigkeit angeben. Was hat Vasari gefehlt, um aus dem Gemälde, das wir so eben untersucht haben, ein Werk von höherem Werth zu machen? Zwei Eigenschaften, die mit der Kunst des Improvisirens im grellsten Widerspruch stehen: Beharrlichkeit und Geschmack.

Die schriftstellerischen Werke Vasari's beschränken sich nicht bloß auf die Geschichte der berühmten Maler und Baumeister. Unter dem Titel Ragionamenti veröffentlichte er einige seiner Ideen über die Kunst. In ihnen tritt seine Selbstgenügsamkeit zum Theil stark hervor; zu oft mißt der Verfasser das Lob seiner eigenen Werke in die Vorschriften, welche er aufstellt, als wollte er zu jeder Regel gleich mustergültige Belege geben. Aber diesen Fehler abgerechnet, der dem Schriftsteller mehr Unrecht thut als dem Buche, fehlt es den Ragionamenti nicht an richtigen und nützlichen Urtheilen, an malerischen Ansichten, an geistreichen Winken, und die angespannten Untersuchungen führen unvermerkt auf einige weniger bekannte Werke, in denen Vasari seine Gemälde allein sich zum Studium macht. Die Kritik aber, welche über Vasari's Talent ein persönliches Urtheil zu haben sich erlaubt, hat mit der Sichtung seiner mehr oder minder egoistischen Apotheosen nichts zu schaffen und kann ihrer höchstens Erwähnung thun.

Indem wir uns seiner Geschichte der berühmten Maler und Architekten nähern, legen wir gleich im Eingang das Bekenntniß ab, daß wir eben so wenig das hohe Lob, das sich der Verfasser spendet, als die übertrieben scharfen Zurechtweisungen, die ihm nicht erspart worden sind, unterschreiben. An verschiedenen Stellen seines Buches rühmt Vasari laut, daß er ein bewundernswürdiges Werk geschrieben habe, und es fehlt wenig, daß er es in jeder Beziehung untadelhaft finde. Auf eine so leidenschaftliche Begeisterung antworten wir mit einem Lächeln und entschuldigen das Uebermaß väterlicher Liebe. Aber ihn in diesem Falle entschuldigen, heißt noch nicht, ihn loszusprechen und auf eine Untersuchung seiner angeblichen Vorzüge verzichten. Doch eben so stehen wir nicht an, gegen die zahllosen Vorwürfe, mit denen man seine Eigenliebe hat bestrafen wollen, unseren Einspruch zu thun und beide, die aus Unkunde oder mit Absicht Fehltenden, zurückzuweisen. Heißt das wohl eine gerechte und zulässige Kritik, welche z. B. Vasari aus einigen gut gemeinten Ausmerzungen, deren Grund man weiß, ein Verbrechen hat machen wollen? Ist es nicht eben so abgeschmackt, einen Schriftsteller darüber zu tadeln, daß er sich Mühe gegeben, seine Urtheile zu berichtigen, als es abgeschmackt wäre, ihn darüber zu tadeln, daß er sich Mühe gegeben, seinen Stil zu verbessern? Gewiß, ohne Zweifel. Auf so böswillige Kritiken, welche aus der erzwungenen Vergleichung zweier um achtzehn Jahre fleißigen Quellenstudiums aus einander liegenden Ausgaben den Stoff zu einer furchtbaren Anklage genommen haben, bedarf es also keiner Antwort. Und wenn für diese Schweigen die rechte Antwort ist, wie soll man sich gegen die verhalten, welche, naiv genug, Vasari für die Häßlichkeit einiger Portraits in beiden auf einander folgenden Editionen verantwortlich machen wollen? War hier, bei dem besten Willen von der Welt, eine Rektifizirung möglich? Es kann recht gut zweierlei Weisen geben, das Talent und den Charakter eines Künstlers zu würdigen, aber auch zwei Arten, ihn physisch abzubilden? Begründeter ist der Vorwurf, daß er sich als Parteigänger einer bestimmten Schule zum Nachtheil dieser und jener gezeigt habe. Läßt dieser Vorwurf aber auch keine Milderung zu?

Es giebt einen Gesichtspunkt, auf den die Lektüre des Buches selbst uns geführt hat, welcher in einem gewissen Sinne eine für den Verfasser günstige Lösung der Frage gestattet, nämlich die Untersuchung, ob ein Zeitgenosse in Sachen der Kunst überhaupt ein definitives Urtheil haben kann. Wir verneinen es. Bereits haben wir manche Gründe für die Unstatthaftigkeit einer solchen Apodiktit angeführt, z. B. die allzu große Nähe, der Mangel an Perspektive, und hauptsächlich, wovon wir jetzt sprechen wollen, das hemmende freundschaftliche Verbindungen, das um so gefährlicher ist, je weniger man sich demselben ausgesetzt glaubt. Wie groß auch die Unparteilichkeit eines Menschen sey, so kann er sich in der That einer unfreiwilligen Nachsicht gegen diejenigen, für welche er eine besondere Vorliebe hat, nicht erwehren. Die Sympathie macht blind, das ist ein unbestreitbarer Satz. Man lese nur in diesem Testamente, welches die Vergangenheit der Gegenwart vermacht hat, die lobenden oder tadelnden Urtheile eines Zeitgenossen über Personen und Dinge, bemerke ihre vollständige Disharmonie mit denen, welche die späteren Jahrhunderte fällten, und man wird die Lust verlieren, die Wahrheit unserer Behauptung anzugreifen. Ein richtiges, nie schwankendes Gefühl für das Schöne könnte freilich den störenden Einfluß der Freundschaft auf das Urtheil des Kunstgenusses beseitigen, und doch bemerken wir, daß Winkelmann, dieser scharfsinnige Kritiker, der die Aesthetik zu dem Range einer Wissenschaft erhoben, seine Methode mit richtigem Takt ausschließlich den Werken des Alterthums zuwandte. Wer kennt die Schwierigkeiten, auf welche Winkelmann gestoßen wäre, wenn er seine Meinung über die Werke der Zeitgenossen hätte ausdrücken wollen, und ob er diese Schwierigkeiten mit Ehren überwunden hätte? Die Mystification Casanova's, eines Malers seiner Bekanntschaft, der er nicht entging und über welche er selbst in seinem „Briefe an den Grafen Brühl, die Alterthümer Herkulanums betreffend“, uns nicht in Zweifel läßt, zeigt den gefährlichen Einfluß der Zeitgenossenschaft auf die Kritik, die lobende sowohl als tadelnde, welche starke Waffen sie sonst auch führe.

So schuldig, wie Manche also den Vasari glauben, daß er kein Namen dem anderen vorgezogen, finden wir ihn nicht. Wenn er die großen Bäume beschneidet, welche in der Nachbarschaft der mächtigen Eiche Michel Angelo stehen, so gehorcht er zwar dem natürlichen Zuge der Freundschaft, aber

man muß auch gerecht seyn und gestehen, daß dieses Mal seine Vorliebe kein blinder Rathgeber gewesen ist. Zur Ehre Vasari's müssen wir sogar hinzufügen, daß seine hohe Anerkennung Michel Angelo's im Besonderen und der Florentinischen Schule im Allgemeinen ein unteugbarer Beweis seiner Einsicht und Kennerschaft ist. Daß er die Florentinische Schule, als Lenkerin der Ideen, der Venetianischen und Lombardischen vorgezogen, daß er die Zeichnung über die Farbe und Anmuth der Formen gesetzt hat, heißt mit anderen Worten nur, daß er der Tiefe den Vorzug vor dem Glanz und Reiz gegeben, heißt ohne Widerrede, daß er ein Vorgefühl von der Wissenschaft hatte, welche zwei Jahrhunderte später Winkelmann zu höherer Vollkommenheit gebracht hat. Zu bedauern ist es nur, daß Vasari seine Parteilichkeit für die Florentinische Schule bis zu Inausender Ungerechtigkeit gegen die Venetianische und Lombardische getrieben, und eben so bedauernswerth, daß er in der Wahl seiner Lieblinge so selten unparteiisch ist. Und dies sind Beschuldigungen, von denen wir das Andenken des Annalisten nicht freisprechen wollen. Seine Ungerechtigkeit gegen die Venetianische Schule zeigt sich auf Seiten, wie solchen, die er z. B. Giorgione gewidmet hat, wo er die Behauptung nicht scheut, daß Giorgione ein Nachahmer Leonardo da Vinci's sey. Hätte uns Vasari seine Kompetenz in Sachen der Kunst nicht auf unzähligen Seiten seines Buches gezeigt, so müßten wir ihn geradezu der Unwissenheit anklagen; denn nur aus dieser kann, nach unserem Dafürhalten, die Parallele zwischen Giorgione und Leonardo entspringen. Giorgione, der Gründer, so zu sagen, der Koloristen-Schule, der Vater und Nebenbuhler Titian's und Paul Veronese's, nähert sich so wenig Leonardo, dem Erben Cimabue's, dem Vorläufer Michel Angelo's, dem Manne der Konturen und Linien, als, um uns eines Vergleiches zu bedienen, Ariosto dem Dante. Dieselbe Totalverschiedenheit, welche sich in den Systemen beider Männer, die sie in ihren Werken realisiert haben, zeigt, dieselbe zeigt sich in den Talenten Beider. Wie ist es also Vasari begegnet, die Zeichnung und die Farbe zu vermischen und, was darin involvirt liegt, die Tiefe und die Fläche zu identifizieren? Dies findet einzig seine Erklärung in Vasari's bekannter Vorliebe für die Florentinische Schule. Wenn Vasari eine von diesen beiden Eigenschaften der anderen, die Zeichnung der Farbe vorzieht, so müssen wir ihm seinen Willen lassen und theilen herzlich gern sein Glaubensbekenntniß; wenn er aber, um die Verdienste, die er feiert, in ein desto helleres Licht zu setzen, Anerkennung in den Schatten stellt, wenn er ohne Gewissensbisse den Werth Giorgione's vernichtet und ihn von der Stufe der Meister zum Rang der Nachahmer heruntersetzt, so kann dies eine gerechte Kritik weder theilen noch dulden.

Eben so wenig können wir über das schreiende Unrecht, mit welchem Vasari den berühmten Correggio behandelt hat, hinweggehen. So weit gehen wir freilich wieder nicht, daß wir ihn, wie ein großer Theil seiner Italianischen Ausleger gethan hat, deshalb tadeln werden, weil er gezeigt hat, daß Correggio arm und krank gewesen sey. Auch kümmert uns das wenig, ob Correggio der Sohn eines Bauern war, wie Vasari behauptet, oder von gutem Adel, wie Manni und Orlandi. Aber was wir in dem Artikel, welchen Vasari dem Correggio gewidmet hat, zu finden verlangen, ist ein gewissenhaftes Urtheil über den Künstler, dessen „heiligen Hieronymus“ Annibal Carracci der „heiligen Cecillie“ Raphael's vorziehen konnte. Die wenigen im Lapidarstil lobenden Seiten, welche uns Vasari über ihn hinterlassen hat, geben von neuem den Beweis, daß er Alles den Florentinern aufzuopfern entschlossen ist. Dies zeigt sich darin noch entschiedener, daß er, mit solchen Fehlgriffen nicht zufrieden, sein Werk mit noch größeren Auszustatten bemüht ist, indem er den beiden großen Meistern gleichstellt Wen? einen Maler höchstens zweiten Ranges, der aber die Ehre hatte, der Florentinischen Schule anzugehören, den Piero die Cosimo. Wenn aber Piero di Cosimo mit solchem Lobe davonkommt, so wird man nicht erstaunen, in der „Geschichte der berühmten Maler“ Mariotto Albertinelli, einen gleich oberflächlichen Maler, erhoben zu finden. Wir können endlich dieses Verzeichniß verblendeter und ungerechter Urtheile nicht schließen, ohne noch des unglaublichsten und verkehrtesten unter allen zu gedenken, der Billigung, welche Vasari den weichen, schlaffen, faßrigen Gemälden des Domenico Puligo angedeihen läßt. Hier ist keine andere Annahme möglich als die, daß Vasari sich dadurch selbst ein indirektes Lob spendet; denn in Bezug auf Schnelligkeit, die zum Grundfaß geworden, findet sich eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Methoden Beider. Wenn also die Vergleichung Giorgione's mit Leonardo und Beider mit Piero di Cosimo und Correggio auf Vasari die Anklage der Unwissenheit und Böswilligkeit bringen könnte, so kann die Erhebung Domenico Puligo's nur seiner Selbstsucht zugeschrieben werden. Und entschied sich Vasari in seinem eigenen Interesse, diejenigen zu rühmen, welche die Kunst als eine Profession trieben, warum wählte er nicht schlauer seine Beispiele, indem er uns Künstler vorführte, welche vom Elend gezwungen waren, ihre Fähigkeiten zu mißbrauchen, wie der fast vor Hunger gestorbene Raffaellino del Garbo. Der Leichtsinns aber, mit dem Vasari die Geschichte dieses Unglücklichen erzählt, verwandelt unsere bisherige Unzufriedenheit in vollen Unwillen. Was auch der Grund sey, weshalb Vasari die ganze Skala ungemessenen Lobes und Tadels zwischen Mariotto Albertinelli und

Raffaellino del Garbo durchmacht, seien es Gründe der persönlichen Vorliebe für den Einen, oder Verachtung der Armuth des Anderen, in beiden Fällen ist er gleich schuldig in unseren Augen.

Die Freimüthigkeit, mit der wir unseren Tadel über Vasari's parteiliche Ansichten ausgesprochen haben, berechtigt uns wiederum, seine Vertheidigung gegen Vorwürfe, die uns ungegründet scheinen, zu übernehmen, indem wir von der Eintheilung sprechen, welche Vasari für sein Werk gewählt hat. Es haben nämlich mehrere Kritiker gemeint, daß es nach den Verdiensten geordnet seyn müßte. Nach ihrer Ansicht müßte das Buch also aus bestimmter Kategorien bestehen, in welche die Maler und Bildhauer nach der Stelle, welche sie in der öffentlichen Meinung behaupten, einrangirt wären. Wir rufen, um das Thörichte einer solchen Behauptung und das Unverdiente solcher Vorwürfe zu zeigen, nur die unübersteiglichen Schwierigkeiten ins Gedächtniß zurück, mit denen das Urtheil der Zeitgenossen zu kämpfen hat. Wie gerecht würden nicht die Angriffe der Gegenwart auf das Leben ihrer berühmten Maler seyn, wenn man Meister des ersten Ranges, wie die, zu deren Gunsten wir eben protestirt haben, schonungslos in den zweiten verwiesen fände. Schon so ist die Zahl der mißglückten Vergleichen groß genug, und wir brauchen uns nicht erst die Verwirrung vorzustellen, in welche Vasari auf diesem Wege gerathen wäre. Darum verdient die Eintheilung seiner Geschichte in Schulen, als die einzige, welche die Kritik der Zeitgenossen wählen kann, unseren vollsten Beifall. Dies hindert uns aber nicht, zu bedauern, daß Vasari nicht so viel Licht in diese Eintheilung gebracht hat, als ein besonnenes Urtheil ihm möglich gemacht hätte.

Was den literarischen Werth seines „Lebens berühmter Maler und Bildhauer“ betrifft, so hatten wir ihn, offen gestanden, für sehr gering. Seinem Buche wie seinen Gemälden war die Manier des Stregreifs höchst verderblich. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man das Leben Raphael's und Michel Angelo's, die beiden wichtigsten Artikel des Werkes, aufmerksam durchliest. Das Lob und der Tadel, welche er ihnen im Ganzen giebt, hatten nicht immer Stich in ihrer Anwendung aufs Einzelne und verlieren durch die Zerstückelung, mit der er sie giebt, einen großen Theil ihrer Kraft. In keiner dieser Geschichten zeigt sich auch nur die entfernteste Spur von Methode. Nichts als aneinandergereihte Episoden, zuweilen Wiederholungen mit anderen Ausdrücken, wortreiche Bergliederungen, unterbrochen von Betrachtungen, denen hier und da die Anwendung fehlt, weil sie nicht an ihrem Plage stehen, Anekdoten ohne alle Folge, kleinliches Detail. Wenn aber die literarischen Verdienste von Seiten des Stils, der übrigens hinlängliche Korrektheit zeigt, unbedeutend sind, so geben zum Ersatz die Fehler des Buches selbst ihm eine eigenthümliche Physiognomie, voll von Interesse und Reiz, und machen es zu einer nie versiegenden Quelle für den Durst des Wissens und der Neugierde. Aus ihm haben geschöpft und werden noch lange alle diejenigen schöpfen, welche Data und Urkunden geben und verlangen. In dieser Beziehung ist der Werth des Buches so unbestreitbar, daß es seit zweihundert Jahren den Verfasser populär erhalten und daß keine Nebenbuhlerschaft, mochte sie mittelbar oder unmittelbar sich zu erkennen geben, ihm bis auf diesen Tag hat schaden können. Es ist Marco Foschini eben so wenig wie Piles im siebzehnten, Raphael Mengs eben so wenig wie dem Abbé Lanzi im achtzehnten, gelungen, den Freund der Florentiner zu entthronen.

J. Chaudes, Nigues.

Mannigfaltiges.

— Abenteuer des großen Balzac. So heißt der neueste Literatur-Roman des schreibseligen Bibliophilen Jacob (Paul Lacroix), der 44te und 45te Band seiner Werke. Er schildert darin einen der hervorragendsten Schriftsteller aus Richelieu's Zeit, den gelehrten Balzac, geboren 1364, der nach Jacob's Ansicht der Narr, die Karikatur seines Jahrhunderts war und nicht einmal so viel Talent besaß, als ihm die scharfen Kritiken eines Voltaire und Laharpe gelassen, die ihn wenigstens für einen bedeutenden Redekünstler erklärten. Von diesem Ruhme will Jacob ein gutes Theil auf Rechnung des Vaters Ogier bringen, der Balzac's Secretair war und ihm seine Sprachschneider korrigirt haben soll. Balzac der Erste, wie er von den Franzosen jetzt gewöhnlich genannt wird, um ihn von dem bekannten gegenwärtigen Romanschriftsteller gleiches Namens zu unterscheiden, hatte sich die ganze von Richelieu gestiftete Akademie verfeindet, weil er es verächtelte, in den Schoß derselben einzutreten; Faret, Beauvau, Boisrobert, besonders aber der Vater Soulu, Generalissimus des Klosterordens der Feuillanten, waren seine heftigsten Gegner. Der Roman des Bibliophilen hat nun eine Mystification zum Inhalt, welche dem stolzen Balzac, um ihn für seinen Hochmuth zu strafen, von seinen literarischen Feinden bereitet wird und die unter den Augen des Cardinal Richelieu, seines Gönners, vor sich geht.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.